

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Konradins Tod

Herzen liegt, und wohin ich mit dem ernstesten Willen strebe, so ist es eine ganz bestimmte Lebenshaltung, von der meine wissenschaftlichen und dichterischen Bemühungen nur ein Teil sind, nur Ausdrucksformen: Ich möchte streben — ich möchte nicht, ich muß — zu dem Ziele des vollkommenen Einklangs meiner Person mit der Welt, meiner Seele mit dem Leib, meines Geistes mit der Seele, meines Ichs mit dem Schicksal. Ich weiß, daß ich, da ich nun einmal ein Mensch bin, dies niemals erreiche, aber ich weiß auch, daß ich es jetzt mehr bin als vor zwanzig Jahren, und daß ich es noch mehr sein kann, als ich es jetzt bin. Ich meine mit diesem Einklang nicht, daß es dann keinen Zwiespalt in mir gäbe, aber daß ich immer wieder bald die Kraft finde, den Zwiespalt wesenlos zu machen

und die Entscheidung herzustellen. Ich meine mit diesem Einklang auch nicht, daß ich meinem äußeren Schicksal gegenüber unberührt bliebe, denn dann wäre das Leben in mir erloschen, sondern daß ich die Kraft hätte, jedem Schicksal gewachsen zu sein und es zu einem inneren Sinn zu gestalten und zu schauen. Ich glaube zwar, daß ich dies nicht von mir alleine aus kann, denn dazu gehört Gnade, die ich weder zu erbetteln noch zu erzwingen vermag. Aber ich glaube, daß ich jedenfalls von mir aus alles dazu tun muß. Je mehr es mir gelänge, umso tiefer und voller würde ohne mein besonderes Zutun dann auch meine Dichtung werden müssen, um so mehr würde sie mich selbst erheben und auch anderen und besonders meinem Volke etwas sein können.

## Konradins Tod. Von Otto Gmelin.

Indem ich dies schreibe, ich, am Schreibtisch sitzend, von Büchern umlagert, die von dir und deinen Zeilen berichten, von dir und deinen Ahnen, indem ich dies schreibe, muß ich innehalten, muß mich fragen: Warum schreibe ich denn von dir? Warum träume ich von dir? Was um alles in der Welt, Konradin, hast du hier zu suchen, hier in dieser Zeit und bei uns in unserem Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts, im Deutschland der Maschine, des Funks, des Kraftfahrzeugs? Es gibt keine Ritter mehr, und es fällt weiß Gott keinem ein, sich ein Schwert anzuhängen und nach Italien zu reiten. Wir haben keinen Kaiser, und wir kämpfen nicht um Sizilien. Was also willst du denn hier bei mir in unserer Wirklichkeit, die so ganz und gar verschieden ist von deiner Wirklichkeit? Da stocke ich schon wieder, denn was ist das: „Deine Wirklichkeit?“ Was finde ich in den Büchern von dir? So wenig, so blutwenig. „Famosus et magnus persona valde — berühmt und groß von Gestalt“, sagen sie, „nobilem et pulcherrimum — edel und sehr schön“, „egregius adolescens — ein ausgezeichnete Jüngling“, sollst du gewesen sein. Namen und Daten und viele Nebensächlichkeiten von deinem Leben finde ich in den Büchern. Aber von dir selber? Es steht nichts darin von dir selber. Wie kann ich etwas von dir wissen? Wenn du jetzt zusiehst oder meine Gedanken belauschst, du, Konradin von Schwaben, du Frühvergangener, du Freund der schwärmerischen Jünglinge und Heldenträumer, wirst du nicht ein wenig lächeln? Ich sehe deinen Blick, Blick eines Knaben, Blick

voller Kühle und Wirklichkeit, Blick so voll heiligen Ernstes, daß es uns schwer ist, ihn nur zu denken. Kannst du uns ahnen oder wir dich? Nein, du überaus Wirklicher, ich weiß nichts von dir, nichts als ein paar Tatsachen deines äußeren Lebens, Zahlen, Orte, Namen. Nichts als ebendiesen Hufschlag, der in deinem Blute war. Davon steht nichts in den Büchern. Aber ich weiß ihn, weil ich dich reiten sah. Wer du auch warst, du Unbekannter, längst Versunkener, wer du auch warst, ich schaue dich nach meinem Gesetz, schaffe dich nach meinem Glauben, schaffe dich aus meinem Blut und aus dem Hufschlag, der in meinem Herzen hämmert. Ich Einsamer, zwischen elektrischen Strömen und Wellen, surrenden Maschinen und Asphalt, ich Einsamer greife hinein in dein fernes Leben und hebe es heraus, ob ich will oder nicht, ich muß es, denn ich habe dich reiten sehen, in den Morgen hinein, Bild meiner Sehnsucht, Traum meines Bluts. Denn, mögen uns auch Motorräder knatternd fragen, statt deiner prustenden Rosse, mögen wir auch an Schreibmaschinen klappern oder an Automaten stehen, mögen auch Flugzeuge über uns surren, mögen wir auch keine Könige sein und keine Königreiche erobern, dies alles sind nur die Zufälligkeiten, die uns umgeben. Darin aber gleichen wir dir, daß wir auf dem Weg sind, darin, daß wir bereit sind, darin, daß wir immer von neuem das Leben zu fassen suchen und es sich uns immer von neuem entwindet. Du bist uns mehr als dieses eine nur, von dem wir nichts wissen können, bist uns Bild unserer eigenen Sehnsucht, die sich nimmer genügt, die den Hufschlag im Blut hat,

nach allen Fernen gezogen, irgendwo, irgendwann, irgendwie zu erfüllen das Gesetz, zu reiten in die Welt, in den Kampf, in die Ferne, in den Tod und — Gott weiß es, der dein Gott und unser Gott ist — bereit auch zum Opfer. Also, du Konrad von Schwaben, nimm denn, du früh Erfüllter, nimm denn auch dies Bild von dir als einen Dank und Glauben, nimm, wenn etwas von deinem glühenden, kurzen Knabenleben noch um uns ist, nimm dies Bild gnädig auf und lächle jenes gültige, stolze, unnahbare Knabenlächeln, wie es manchmal auch heute noch unsere Sechzehnjährigen haben, wenn wir Erwachsenen ihnen allzu nahe kommen.

\*

Noch einmal blieben dir wenige köstliche Tage. Auf einer nahen Burg nahmen dich die Freunde auf. Schon hatte Karl von Anjou überallhin Häscher entsandt, dich zu fangen, aber keiner vermutete dich so nah, mitten im feindlichen Land. Keiner suchte dich hier. Schöne Frauen waren deine Wirtinnen, Margaretha di Lancia und ihre junge Schwiegertochter Gubitosa. Abends saßest ihr lange in der Loggia, wenn der Himmel purpurn verglühete, sprachst leise in die milde, singende Luft. Da war die volle, mütterliche Stimme Margarethens und die höhere, lebhaftere, frische Gubitosas. Hatte sie nicht eine Laute und sang dir ein Lied, das in dich hineinschwang wie dunkles Gold und Jaspis? Gewahrtest du ihren Blick, fühltest du ihre Hand, die weiß im Mondlicht auf der Laute lag? Nur wenige Tage. Dann kommt der Kampf. Nur wenige Nächte. Um die Burg Saracinesco zackten die Berge, dunkelten die Täler. Und dieses eine einzige Mal flammte dein junges Herz auf, vielleicht, weil es unwissend wußte, was vor ihm stand. So kann es in jedem Leben nur einmal flammen. Die Mondnacht schwebte über euch. Du trugst auf deinen Armen die Geliebte, du strömtest dein Leben über sie, und in deinen Locken lag ihre Hand. Die Berge im blauen Dunst der Nächte sangen; die Täler stimmten mit silberner Stimme ein; die ganze Erde spielte der Liebe das Lied. Durchs Fenster wellte der Hauch der Erde, und der schweigende Reigen der Sterne huldigte dem Edlen.

In der Nacht, die dieser folgte, ritt der Knabe, nur von Friedrich von Österreich und wenigen italienischen Freunden begleitet, über die mondhellen Hügel dem Meere zu. Er selbst in fremden Kleidern, doch immer des Überfalls gewärtig; noch einen Tag Rast in einer Felsenhöhle; spärlicher Schlaf; Brot, Trauben, safttriefende Melonen sind die einzige Stärkung. Am zweiten Morgen sehr früh: Es blüht, breitet sich schwarz, silberumstrahlt die Flut ... dort sind Fischerboote ... Galeotto, Graf von Lancia, jung, schwarz, mit glühenden Römeraugen, verhandelt mit den Fischern, die er aus den Hüften klopft ... schlaftrunken kommen sie. Eilt, eilt, dort auf dem Hügel sind Reiter, vielleicht sind's Anjous Schergen ... Überall ist Gefahr, lauert hinter jedem Fels. Adler, verbirg dich, deine Schwingen sind wund. Der Schiffer stußt, sieht die Fremdlinge prüfend an, merkt ihre Eile; sie fragen Rüstungen unter den Bauernröcken ... Kriegsläufe ... was geht's ihn an ... aber er munkelt mit seinem Weib, das die Ruder holt, indes der Junge die Ketten lösplockt, das Boot ins Wasser schiebt über knir-

schenden Kies. Konradin ist abgesprungen vom stampfenden, dampfenden Pferd, tätschelt seinen Hals. Ein Sprung ins schaukelnde Boot. Das Boot ist los. Galeotto und zwei der andern nehmen die Säule mit, rasen nach Süden, die Reiter droben auf sich zu lenken ... das Boot geht in See, hopft, tanzt gegen die anrauschende Brandung. Der Tag bricht durch blaugraues Gewölk hinter den Bergen ... Das Boot kommt nicht von der Küste ... auf einmal sind die Reiter da ... da liegt die Satteldecke mit dem verästerischen Wappen ... hoch, Gejohl, sie reiten ins Wasser ... noch ein Boot, noch eins, schnell ... Die Flut schäumt um die Pferdeleiber ... Da ist Konradin ihr Gefangener, abgeführt der Knabe ... Er begreift es nicht ... weiß alles, spürt das Schicksal des Reichs in sich, die Vollendung ...

Zusammenstürzt die Welt ... die Hoffnung der Städte und Ritter, des Volks ... Unser Konradin, das schönste Kind ... sitzt auf der meerumrauschten Feste bei Neapel. Während er mit Friedrich von Österreich Schach spielt, tritt der Justiziar ein, zögernd, den Samtmantel mit Fell verbrämt, entrollt das Schriftstück: Konrad, der Rebelle, der die Krone des sizilianischen Königreiches anzutasten wagte, ist zum Tod durch den Henker verurteilt. Hörst du, Knabe? Durch den Henker ... du schönstes Kind.

Hast du gelächelt, hast du gezittert ...? Ich weiß es nicht. Gewiß hast du ruhig gestanden, eine Abweisung auf den Lippen fast wie Hohn, gewiß war in deinem Herzen der Brand ... wer wagt es zu sagen, du hättest den Tod begrüßt, oder du hättest nicht gezittert vor dem Grausamen? Aber es war dir nicht so neu. Ist dies das Leben gewesen? Versäumt soviel Süßigkeit, Liebe, Ruhm, versäumt die Wirklichkeit ... heiliger Gott, was tust du? Warum ist dies alles so, wie es ist?

So schrittst du tags darauf durch die Menge, schrittst klar und hell durch schweigendes Volk, Hellebardiere neben dir, rasselnde Rüstungen. Der Tag ist klar, auf dem Platz steht das Gerüst. Der Justiziar des Anjou in Gold und Blau auf schwarzem Ros, die Goldlilie im Wappen, steht dort gegenüber, Taufende schweigen. Erhebt sich kein Sturm? Fällt kein rettender Stern vom Himmel? Geschieht kein Wunder? Konradin empfängt vom Bruder des heiligen Franziskus den Leib des Herrn, trinkt das Blut Christi, des Erlösers. Warum rollt die Erde nicht unter den Füßen? Warum fällt kein Donner vernichtend? Der Justiziar winkt. Konradin sieht kein Volk. Er steht aufrecht, zwei, drei Augenblicke. Da ist die Heimat, blaugrünes Wasser des Lech, die Tannenwälder rauschen ... auf einer Wiese, gelb von Hahnenfuß, steht die Mutter im rosa Kleid ... o Gott, ich danke dir für jede Stunde ... o Gott, wie gültig bist du ... o Himmel, wie blau und tief ... Ist denn dies Leben so kurz gewesen? ... O Gott, so reich hast du unser Herz geschaffen ...

Da fällt das Haupt; rot quillt Blut über goldene Locken ... Es schweigt ... Hoch aus Lüften stürzt ein Adler, streift übers blutbesudelte Gerüst ... taucht seine Schwingen ins Blut ... hebt sich wieder im Schwung kühn in die Tiefe des Himmels. Stumm steht einen Herzschlag die Menge ...

Mit Konradin starben den Tod der Treue: Friedrich von Österreich, Graf Gerhard von Donoratico, Marschall Kroff von Flügelingen, Graf Wolfrad von Veringen und andere, deren Namen wir nicht wissen.

\*

Du warst das Sühnopfer deines Geschlechts, das in deinem Großvater sich an den normannischen Adligen vergriffen, die er hinterhältig und mit unedler Grausamkeit samt ihren Familien ausrotten ließ. Dein junges Blut sollte den Frevel abwaschen, der noch an eurer Größe klebte; du warst das Opfer, und aus deinem Blut erst konnte rein und größer als zuvor der Glaube an das Reich wieder erstehen und leben bis zum heutigen Tag.

\*

Konradin, der du als Knabe hinweggingst, Konradin von Schwaben, du, den ich nicht kenne, ich grüße dich! Ich grüße dich und euch alle, die ihr den Hufschlag im Blute habt!

Solange Jugend sucht und leidet, träumt und flammt, glaubt und handelt, bist du nicht tot, Konradin. Ihr alle, auf Schlachtfeldern und an Drehbänken, hinter Schreibmaschinen und Pflügen, die ihr die Glut im Herzen tragt und ins Leben reitet, zu leiden und zu kämpfen, zu werden und zu wirken, ihr alle seid seine Brüder.

Hört ihr nichts?  
Reitet nur, reitet . . .

Genehmigter Abdruck aus: Otto Smelin, „Konradin reitet“. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7213.

Uwe Lars Robbe

## Die Sünden der Mandatsmächte.

Beiträge zur Widerlegung der Lüge von der kolonialisatorischen Unfähigkeit Deutschlands.

„Das Wohlergehen und die Entwicklung dieser Völker bilden eine heilige Aufgabe der Zivillisation und es ist notwendig, in die gegenwärtige Sachung Bürgschaften für die Erfüllung dieser Aufgaben aufzunehmen.“

Aus Artikel 22 des I. Teiles des Vertrages von Versailles (Völkerbundsatzung).

Die innerpolitischen Wirren der Nachkriegsjahre und die Not des Mutterlandes haben unsere Blicke lange Zeit beengt und das Gefühl für Verluste außerhalb unserer bedrohten Reichsgrenzen abgestumpft. So kam es, daß nur ganz wenige der Kolonien gedachten, auf die wir im Friedensdiktat von Versailles hatten verzichten müssen.

Wer hätte damals, als es um Sein oder Nichtsein ging, auf Gehör rechnen können in Belangen, die weitab von den sich überstürzenden Geschehnissen des Tages lagen und in eine schier endlose ferne Zukunft wiesen, vor der sich die im Chaos ringende Gegenwart gleich einer dem Einsturz nahen, fast unüberwindlichen Mauer aufstürzte?! Wie hätte

der zerschlagene deutsche Arm auch nach Dingen greifen können, die schon in den Kriegsjahren außerhalb seiner Reichweite lagen und beinahe im Dunkel der Ungewißheit versunken waren?

In den ungeheuren Wellen derer, die damals aus den abgetrennten Gebieten und den Abstimmungszone über die neuen Grenzen des Reiches sturten, fielen die Tausenden der aus den Kolonien Vertriebenen nicht auf, die förmlich über Nacht ihre Heimat verloren hatten und sich in Deutschland, von dem sie ein ganz anderes Bild in sich trugen, fast als Fremde fühlten und manchmal auch als solche behandelt wurden. Es war die Zeit, wo die Erzfeinde deutscher Kolonialpolitik, die Ebert und Genossen, die Macht im Lande hatten, wo engstirnige Patentpolitiker meinten, daß Kolonien für ein republikanisches Deutschland ein Luxus seien, auf den man im Interesse des Volkes und des Weltfriedens verzichten müsse.

Diese Zeit ging schnell vorbei. Das aus der Lethargie erwachende Deutschland fühlte bald die Enge der neugezogenen Grenzen, und langsam wurde man sich jenes Verlustes bewußt, der Deutschland